O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen!

(Analecta ecclesiastica.
Revue Romaine v. 28. 2. 1920.)

Zwei Aufsätze von Johannes Scherr.
Mit einer Einführung von Dr. Ludwig Engel.

Sonderdruck aus „Die Völkische Sammlung."
Selbstverlag Dr. Ludwig Engel, München 42.

O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen!

(Analecta ecclesiastica.
Revue Romaine v. 28. 2. 1920.)

Zwei Aufsätze von Johannes Scherr.
Mit einer Einführung von Dr. Ludwig Engel.

Sonderdruck aus „Die Völkische Sammlung."
Selbstverlag Dr. Ludwig Engel, München 42.

Inhalt:

Preis 40 Pfg.

1 9 3 6

Druckerei Albert Ebner, München.

Johannes Scherr

(Zur Einführung)

In unserer Zeit einer „Umwertung aller Werte", wo so unendlich vieles Altgewohnte über Bord geworfen wird und neue Ideen in reißender Fülle auf uns einstürmen, welche mit der Sicherheit strotzenden Kraftbewußtseins gebieterisch unsere Stellungnahme verlangen, fühlen wir uns oft bedrängt und wenden den Blick in die Vergangenheit, um dem Geiste einen Halt zu suchen im pausenlosen Sturm der Gegenwart. Wehe dem, der da zu jenen vielen Geschichtewerken greift, in denen uns das Bild einer idealschönen „guten alten Zeit" vorgegaukelt ist! Sein Traum wird rasch und gründlich gestört durch die rauhe Nüchternheit wirklichen Geschehens. Wehe auch dem, der glaubt in den ebensovielen trockenen Bänden, denen man förmlich den Kathederstaub ihres Entstehungortes abriecht, ein Bild der Geschichte zum Verständnis der Gegenwart finden zu können! Ehe er die langen Reihen der Geschichtezahlen und Dynastien weltlicher und geistlicher Herkunft in sich aufgenommen hat, zählt ihn die Wirklichkeit bereits zu den Ewigzuspätkommenden. Wehe endlich dem, der sich durch das Inquisitionurteil eines Index beeinflussen läßt! Er wird nie die Wahrheit des Geschehens kennen lernen und seine wie auch immer gefärbte Tendenzbrille wird ihn nur den Weg zum großen Haufen der Unwissenheit und Ignoranz finden lassen.

Groß ist die Zahl derer, die Geschichte geschrieben haben, aber nur wenige haben sie so darzustellen vermocht, daß ihre Lehren den Lebenden wahrhaft und brauchbar vermittelt werden. Zu diesen wenigen gehört zweifellos Johannes Scherr.

Es ist eine ungeheure Fülle des Stoffes, die Scherr meist nicht in fortlaufendem Zusammenhang, sondern in einzelnen Bildern bietet. Aber jedes einzelne von diesen ist so lebendig, bringt die geschilderte Zeit und Begebenheit so leibhaftig vor unsere Augen, daß wir vermeinen, mitten unter den gezeichneten Menschen zu leben. Meist sind es große Persönlichkeiten, die den Schriftsteller veranlaßt haben, in der Schilderung ihres Lebens und ihrer Taten das ganze geschichtliche Zeitalter, dem sie angehörten, vor uns erstehen zu lassen. Damit hat Scherr eine Erkenntnis von vornherein richtig bewertet, die nämlich, daß die Weltgeschichte immer durch starke Persönlichkeiten gemacht wurde, niemals durch verschwommene Ideen und Ismen. Mit einer staunenswerten Sicherheit des geschichtlichen Verstehens erfaßt Scherr in der Versenkung in das Wesen der gewaltigen Geschichtegestalter mit einem Blick auch deren ganze Zeit, ohne deshalb den Einzelheiten des Geschehens zu wenig Beachtung zu schenken. Das ist ja gerade der Grund, warum seine geschichtlichen Aufsätze so ungemein fesselnd und lebendig wirken, daß er sich trotz peinlichster Beachtung nie verliert in den Nebensächlichkeiten. Gewiß, die geschichtliche Forschung kann ihm hieraus vielleicht den Vorwurf der Ungenauigkeit machen und ihn vielleicht als „Journalisten" bewerten. Allein dieses Urteil wäre nicht gerechtfertigt, denn Scherr kann, da er tatsächlich nicht Geschichte*forscher* im eigentlichen Sinne ist, bewußt auf die

mühselige zusammentragende Kleinarbeit verzichten, ohne dabei der Wahrheit irgendwie Gewalt anzutun. Er ist einem Mann vergleichbar, der auf einem Gang durch den Wald wohl die einzelnen Bäume sieht und besonders aufmerksam den Blick auf jene seltenen Baumriesen richtet, aber im tiefsten beeindruckt wird doch letzten Endes durch den Wald als Ganzes. Im Gegensatz zu jenem anderen, der, kaum angelangt, beim ersten Baum schon Holzart und Rinde bestimmt und vom Geäder eines Blattes so gefesselt wird, daß er den Wald kaum mehr beachtet. Der Letztere kann vielleicht in trockenem Stil äußerst wertvolle wissenschaftliche Erkenntnisse niederschreiben, während dem Ersteren ein gewisser schwärmerischer Hang zweifellos näher liegt, der wiederum sich in beschwingteren Ausdrucksmöglichkeiten kundgibt. Daß es Scherr an Ausdrucksmöglichkeiten nicht gefehlt hat, bedarf für den Leser seiner Werke keines Hinweises. Ja, es wird wohl wenige Menschen gegeben haben und geben, die ähnliche Meister des Schrifttums und des Stiles waren oder sind. Seine Möglichkeiten sind hierbei nahezu unerschöpflich. Fehlen ihm die Worte, weil sie in der Sprache einfach nicht vorhanden sind, um das auszudrücken, was er ausdrücken will, so schafft er eigenwillig neue, die den gemeinten Sinn so verständlich wiedergeben, daß sie wie alt-gewohnt gelesen werden. Er meistert die Sprache in all ihren Feinheiten. In seinem ruhigen Erzählerton glaubt man eine gute Novelle zu lesen, spannungreiche Steigerungen können den Eindruck bester Kriminalliteratur erwecken, kraftvolle Wucht des Ausdrucks erinnert an die eindringliche Art größter Geisteshelden. Wie Keulenschläge können seine Worte empfunden werden, besonders dann, wenn er sich gegen das Haufenmenschentum wendet und gegen die Ideen und Einrichtungen, welche solches Haufenmenschentum geradezu züchten. Der Despotismus absoluter Monarchien gilt ihm da gleich verdammenswert wie die kirchlichen Herdenideen. Gerade wegen seiner schroffen Ablehnung der letzteren wurde ihm oft der Vorwurf der Ungerechtigkeit gemacht. Dieser Vorwurf ist ganz und gar unangebracht. Oder ist auch nur die Spur von Ungerechtigkeit in der Beurteilung des geschichtlich doch erwiesenen kirchlichen Fanatismus und Verfolgerwahnsinns gegeben, wenn Scherr z. B. in seinem Aufsatz „Hypatia" schreibt:

> „. . . wenn man nicht den Maßstab der Konvenienz, sondern den der Sittlichkeit anlegt, so erscheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerter als so ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinsen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommunizieren sieht, aber mitläuft und mitkommuniziert . . ."

Wie sehr Scherr bei aller wuchtigsten Beurteilung des klassischen Ideals kirchlicher Mordgier und Verfolgerwut sogar dem Großinquisitor Torquemada immer noch gerecht zu werden sich bemüht, das mag der Leser des Aufsatzes „Ein christlicher Priester" selbst erkennen und beurteilen.

Freilich war Scherr kein Leichenredner pfäffischen Stiles, der mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe die Fehler eines Toten halb oder ganz zu verdecken sich bemüht, weil die Gefahr, welche für ihn vielleicht vom Lebenden ausgegangen ist, nun gebannt erscheint — und weil man mit süßlich verzeihenden Reden seiner eigenen Scheinheiligkeit so schön Opfer darbringen kann. Nur ein Menschengeschlecht, das infolge freiwilliger oder erzwungener seelischer Entartung natürliche Aufrichtigkeit gegen Verlogenheit eingetauscht hat, kann das „de mortuis nil nisi bene" (über die Toten soll man nur Gutes sprechen) zu einem **Grundsatz des Lebens erheben.**

Gerade gegen solche Verlogenheit und Heuchelei — typische Eigenschaften einer zur Masse gewordenen oder gemachten Menschheit — erhebt Scherr seinen hellen Schlachtruf. Man muß nur im „Dede Sultan" seine vernichtende Kritik am Kommunismus, oder in der „Hexe von Glarus" seinen beißenden Spott über die Stupidität der Masse und die ebenso große Stupidität „Meiner gnädigen Herren und Oberen" lesen um zu verstehen, daß dieser Schriftsteller abgelehnt werden muß von allen jenen reaktionären Mächten, welche die Engstirnigkeit und Dummheit zum Ideal erheben, weil sie auf ihnen allein ihre Herrschaft begründen und erhalten können.

Kein Wunder, daß dieser Revolutionär des Wortes auch im Leben sich umstürzlerisch betätigt hat. Am 3. Gilbhards 1817 wurde Johannes Scherr zu Hohenrechberg bei Schwäbisch-Gmünd als zehntes Kind eines Schullehrers geboren. Seine Jugend war gewiß nicht verwöhnt, aber dennoch reich durch die verständnisvolle Liebe der Mutter. Diese Liebe wurde auch nicht gemindert, als die Mutter erkennen mußte, daß ihr Lieblingswunsch, ihren Johannes einmal als Priester zu sehen, keine Erfüllung finden konnte. Wie das kam, beschreibt Scherr selbst im „Sommertagebuch" und setzt damit seiner Mutter ein unvergängliches Denkmal.

„. . . O, wie hat sie mich geliebt und wie schwer hab ich zum Danke dafür gar oft sie betrübt! Am schwersten, als sie in dem geliebten Sohne, in welchem sie dereinst ein Kirchenlicht zu erblicken gehofft hatte, den Ketzer erkennen mußte. Und doch ist sie, die Inniggläubige, es gewesen, welche den Keim der Ketzerei zuerst in mir weckte. Ich erinnere mich der Stunde so deutlich, als wäre sie eine des gestrigen Tages gewesen. Mein Bruder August, mit welchem die besten Hoffnungen unserer Familie in ein vorzeitiges Grab sanken, lag auf hoffnunglosem Krankenlager. Da machte sich meine fromme Mutter in ihrer Angst eines Tages mit mir, der ich ein neunjähriger Knabe war, auf, um zu einem wundertätigen Kreuze zu wallfahren, das auf der Spitze eines der Albuchberge ob dem Dorfe Nenningen stand. An unserem armen Kranken tat dies Kreuz kein Wunder, obzwar die Inbrunst, womit die an seinem Fuße kniende Mutterangst betete, selbst dürres Holz hätte erbarmen sollen. Ich gestehe, die Wallfahrt nicht sehr andächtig mitgemacht zu haben. Früh am Morgen hatten zwar die fremden Dörfer, durch welche wir kamen, meine Neugier angenehm beschäftigt, dann aber hatte mich der weite Weg in brennender Sonne und vollends der anstrengende Gang den steilen, weglosen Berg hinauf sehr ermüdet und verdrossen. Das tiefe Leid auf dem Antlitz meiner betenden Mutter ergriff mich aber so, daß meine Schläfrigkeit verschwand. Es gingen mir allerlei knäbisch-unklare Vorstellungen durch den Kopf und fixierten sich zuletzt in dem Gedanken, warum denn die Mutter, welche doch so seelengut, so fromm, so hilfebereit allen Leidenden, so barmherzig gegen alle Armen, so viel der Sorge und des Kummers haben müßte. Dabei fiel mir ein, kurz zuvor aus dem Munde eines in unserem Dorfe terminierenden Kapuziners aus dem Ellwanger Kloster den Spruch vernommen zu haben: „Der Teufel ist alles Uebels Urheber". Als nun die Betende sich erhoben hatte, fragte ich: „Mutter, warum schlägt Gott den Teufel nicht tot?" Sie sah mich überrascht und erstaunt an. Dann gab sie zögernd zur Antwort: „Weil er nicht will." — „Aber warum will er nicht? Er ist doch allgütig." — „Das kannst du nicht fassen, wir alle

können es nicht. Sein Ratschluß will, daß das Böse in der Welt sei". — „Ratschluß? Also ist sein Ratschluß mächtiger als seine Allgüte und seine Allmacht? Und er hat ihn doch selbst gemacht, seinen Ratschluß, denn er hat ja alles gemacht." — „Kind", versetzte die Mutter seufzend, „wir dürfen nicht grübeln und müssen tragen, was uns auferlegt wird . . . ." Dies wurde unter dem wundertätigen Kreuz auf dem Nenninger Berg gesprochen und von Stund an begann, obzwar erst leise, leise, in mir der Zweifel seinen Stachel zu regen und war ich ein Ketzer, ohne es zu wissen. Die Mutter hatte meine Fragen nicht befriedigend zu beantworten gewußt, die Mutter, meine höchste Autorität! Damit war der erste Stein aus dem Gewölbe meines Autoritätglaubens gebrochen und der erste Schritt auf dem Wege zur Befreiung getan. „Zur Befreiung?" Ach, es gibt nur e i n e wirkliche und sie vollzieht sich erst mit unseres Herzens letztem Schlag . . . . O, meine Mutter, mir ist der tröstliche Glaube, dich wiederzusehen „auf einem besseren Stern", nicht zu eigen. Aber gesegnet sei mir bis zum letzten Atemzuge dein teures Angedenken, doppelt gesegnet, weil du mich, je schmerzlicher du mich als einen „Heiden" betrauern mußtest, nur um so inniger geliebt hast."

Mit der Theologie war es also nichts und so bezog Scherr 1837 die Universität in Tübingen, um sich dem Studium der Geschichte und Philologie zu widmen. Hier wurde zweifellos der Grund gelegt für seine ganze wissenschaftlich-schriftstellerische Art. 1840 ließ ihn sein Bruder Thomas, der in Winterthur eine eigene pädagogische Anstalt gegründet hatte, dorthin als Lehrer für Literatur und Geschichte kommen. Dort lernte er die schöne, kluge und sprachenkundige Susette Kübler kennen, welche er 1843 als Gattin nach Stuttgart heimführte. Sie war bis zu ihrem Tode 1873 seine beste und treueste Kameradin, im Glück ebenso wie in der Not. Und Not sollte es bald genug geben.

Es konnte gar nicht ausbleiben, daß Scherr in der unruhigen Zeit vor der Revolution von 1848 in die politischen Spannungen hineingerissen wurde. Das entsprach seiner ganzen Veranlagung ebenso wie der Tatsache, daß ein mit schweren wirtschaftlichen Sorgen ringender Mann kaum konservativ eingestellt sein kann, vorausgesetzt, daß er sich nicht aus innerem Schwächegefühl demütig in sein Schicksal fügt. Scherr aber war nichts weniger als innerlich schwach, darum ließ er bald eine revolutionäre Fanfare ertönen in Gestalt seiner Schrift „Württemberg im Jahre 1843". Bei der Regierung machte er sich dadurch sehr unbeliebt; um so beliebter aber bei den freiheitlich Gesinnten, so daß er in die Abgeordnetenkammer gewählt wurde, natürlich als Abgeordneter der demokratischen Reichspartei. Dieser Kreis war etwas ganz anderes, als die uns bekannten Jammer-Demokraten von 1918. Den Demokraten von 1848 ging es um die Beseitigung der verderblichen Deutschen Kleinstaaterei in erster Linie und damit verbunden um den Sturz der allzuvielen Fürsten und Fürstchen, auf daß ein wirkliches Deutsches Reich entstehen könne. Mit mißverstandener Volkssouveränität hatte das nichts zu tun, noch weniger mit kommunistischer Gleichmacherei. Lassen wir uns von Scherr selbst seine Ansicht darüber sagen:

„Mitten im Volk geboren und aufgewachsen, habe ich nie aufgehört es zu lieben. Wie könnt' ich auch anders? Bin ich doch Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch. Aber ich liebte und liebe das Volk nur seiner guten Eigenschaften willen, nicht seiner schlechten wegen, welche

letzteren mittels niederzüchtiger Schmeichelei zu entwickeln den Volkshofschranzen unserer Tage nur allzu gut gelungen ist. Ich darf wohl von mir sagen, daß ich nicht im Hintertreffen, sondern in der Vorderreihe der Kämpfer für die Volksrechte gestanden und manchen guten Hieb und Stoß in diesem Kampfe getan habe. Aber nie vergaß ich, das Volk zu erinnern, daß Rechte bedingt sind durch Pflichten; bei jeder Gelegenheit schärfte ich ihm ein, daß die Arbeit keine Schande, sondern vielmehr der einzige Adel, und daß die Freiheit kein Lotterbett, sondern ein „strenger Dienst" sei."

Durch die Niederlage seiner Partei 1848 ließ Scherr sich nicht abschrecken. Unermüdlich reiste er 1849 als Redner durch das Schwabenland und machte der Regierung heftigste Opposition. Da wurde gegen ihn Strafverfolgung eingeleitet. Aber Scherr wußte, einmal im Untersuchunggefängnis, würde er von seinen Gegnern von Festung zu Festung jahrelang herumgeschleppt worden sein und so entzog er sich der Verhaftung durch die Flucht in die Schweiz. In Abwesenheit wurde er zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Nahezu mittellos ging der Flüchtling mit unbeugsamem Fleiße daran, sich eine neue Existenz aufzubauen. Immer neue Werke gab er heraus und durch private Vorlesungen an der Züricher Universität begründete er seinen Ruf als Hochschullehrer. Aber erst 1860 erhielt er eine Professur für Geschichte und Literatur am Polytechnikum in Zürich. Damit waren die schweren Sorgen um den Lebensunterhalt behoben und die fruchtbarste Zeit des Schriftstellers konnte beginnen. In ununterbrochener Reihe erschienen nun Schlag auf Schlag die Werke des Nimmermüden bis ihm am 21. Nebelungs 1886 ein Herzschlag das Ziel setzte. Die Welt und besonders das Deutsche Volk hatte viel verloren mit dem Manne, von dem J. Mähly in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 31 / 1890 sagt:

> „Alles in allem war Scherr eine Persönlichkeit originellster Art, ein Meister des akademischen Vortrags, ein literarischer Lehrer weitester Kreise, ein hervorragender Kämpfer für Freiheit, Vaterland, Bildung, ein Sprachbildner und Sprachgewaltiger, wie kaum ein Zweiter unter den Sprach- und Zeitgenossen."

Wenn wir uns heute wieder besonders dieses Deutschen Vorkämpfers erinnern, so deshalb, weil Scherr die Deutschen Notwendigkeiten so gut erkannt, weil er die Grundlagen des Deutschen Werdens in der Geschichte so klar gezeichnet hat. Und da gerade die Romfrage wieder zu einer der brennendsten Lebensfragen für unser Volk geworden ist — eigentlich ist sie immer die brennendste gewesen und nur gar oft nicht als solche erkannt worden — so sei hier angeführt, was Johannes Scherr zur Verkündung des römischen Unfehlbarkeitdogmas vom 18. 7. 1870 geschrieben hat:

> „Soweit sind wir seit hundert Jahren zurückgekommen, soweit ins unbegreiflich, ins haarsträubend Dumme zurückgefallen. Dieser Rückfall begann bekanntlich mit dem Aufkommen der romantischen Schule, einer kolossalen Verirrung des Deutschen Geistes; aber in beschleunigtem Tempo, so recht rabiat rückwärts ging es erst vom Jahre 1838 an, nachdem die preußische Regierung vor den frechen Anmaßungen Roms schmählich zurückgewichen war. Dann, nachdem die Völker, d. h. ihre nichtsnutzigen

Führer, die größte aller Dummheiten verübt hatten, eine halbe Revolution, kam das Dezennium des Unsinns und Frevels 1850—1860, brachte die Schulregulative, dieses Schanddenkmal der lutherischen Jesuiterei, förderte in allen Gesellschaftschichten die menschliche Niederzucht und hätschelte und mästete die schwarze römische Schlange groß, bis daß ihr Zischen zum Drachengebrüll anschwoll. Jetzt erst merkte man droben etwas, jetzt erst dämmerte Fürsten und Ministern die Ahnung auf, daß der Staat doch eigentlich seit lange schon nur noch der Handlanger, der Büttel, der Narr der Kirche gewesen sei. Jetzt endlich, als der ganze, die Weltherrschaft ansprechende und heischende Pastwahnwitz eines siebenten Gregor im neunten Pius wiederum rasete und rasaunete, jetzt endlich verschloß man auch in Berlin Augen und Ohren nicht länger der Tatsache, daß die Geschichte unseres Volkes vom Anfang bis zur heutigen Stunde nur die Geschichte eines Kampfes auf Leben oder Sterben zwischen Deutschland und Rom gewesen ist. Der Deutsche Geist als der der Freiheit und der römische als der der Unterjochung, sie haben nicht Platz nebeneinander in der Welt: einer muß durch den anderen niedergekämpft, gebrochen, vernichtet werden. Heil meinem Lande, Segen über mein Volk, wenn es diesen guten, diesen besten Kampf mit Deutscher Gründlichkeit zu siegreichem Ende führt!"

Ein christlicher Priester.

O caritatis victima, o dira vis amoris!
Crudelitatis hosttia, spectaculum doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

Das Jahr 1870 darf und muß, wenn nicht als ein Hauptakt, so doch jedenfalls als eine der „großen Szenen" in der Tragikomödie Weltgeschichte bezeichnet werden.

Erstens deshalb, weil in diesem Jahre der „hochmütige, falsche und lüderliche Franzosengeist", wie schon Anno 1689 ein deutscher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe seines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phrase von der Völkersolidarität und was drum- und dranhängt, aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmblütigen und süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebensmächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nacktesten Bedeutung des Wortes und ein „gesunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870/71 machen mußten, haben ihnen die Notwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditeneinfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbassen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!" in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigentum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wütendes Gekläffe gegen sie los und kläfften wie gewöhnlich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urteilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Tatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der Londoner Mob, hier Carlyle.

Das „Phantasma" von dem Menschenbrudertum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich

genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur“, wo Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenübersteht, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und mutigster aller Denker, du hast schon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade soviel Recht hat, als er oder es Macht besitzt. Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die allein richtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte — wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit“, von „Volksrechten“ und andern dergleichen „abstrusen“ Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlauf des großen Kampfes solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester“ Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer“ von Geschwätz durchwaten zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land“, im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln“, sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder“ in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trübsal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinweg sind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Wert beilegen? Laßt die Illusionäre und ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbstbestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die Rousseauschen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Altertum eine Verwirklichung des humanen

Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Calvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchtetste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume". Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, da die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor knie und räuchere. Gestern hieß er Verhuell, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierunglosigkeit, Staatszwanglosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Zivilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch dartun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich hat.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Menschheit bewegt sich, ja, aber im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mußten, in einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlöst. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls", von welchem im „tollen Jahre" der gute Uhland in der Paulskirche balladisiert hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit d e r, welche am 18. Juli 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine unfehlbare Göttlichkeit dekretieren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der dritte Innozenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Tale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches" Konzil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponieren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt".

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte" Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten" Katholiken tun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive" Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten ihren starken weltlichen Polizeiarm. Die protestantischen

Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebechristlich in die Hände. Hier gilt in der Tat ein Menschenbrudertum und wohl eine Menschenschwesterschaft: sind doch neben den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastien fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem christlichen Schafstall gezimmert.

Feinorganisierte Nasen wollen schon wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürft ihr Ursache zum Weinen haben. „Alles schon dagewesen", ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder." Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisurtürme, die bloßbrüstige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Prozedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislauf nicht wieder einmal, recht bald sogar wiederum an der Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues Hunderte, Tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Greuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweist es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und mutwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wut völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixiert, wie sie in diesem Fanatiker sich fixierte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die

Fackel des Eifers „für das Reich Gottes“, in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzutun, daß leben leiden und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammertal sei.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung, die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich“, gerichtet, schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Tränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumengewürzter Maitau. Was er tut, er tut es „zur Ehre Gottes“. Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr“ will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurteilt, kerkert ein, verbannt, konfisziert, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmunglos, sondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes“ — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekuliert er sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wut, seine Grausamkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes“, welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermutet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestempelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rotnasig können wir uns diesen heiligen Wüterich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemönchеln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen“. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem Unkraut der Ketzerei reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt“ zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase bringt es

den Eindruck der List hervor. Die Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und fest geschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!"

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die Maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus IV. im Einverständnis mit den „katholischen Majestäten" (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober 1483 auf den Tronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Tronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Tronstuhl Gottes über die Trone der Könige", unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe" hat aus den Sammelpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu", heute schon eine Verfolgerin und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidentum als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgunggeschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe" natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kinder dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium") oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio") könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen" gehören. Dem „erweckten" Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, sozusagen ordonanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi" mit besagter „Braut Christi" in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innozenz III., zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche lechzt nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem")? Freilich. Allein, was steht nicht alles geschrieben!

Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!“ und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim Beten blutige Hände zu haben, beim Beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit“. Die Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut, als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hatte die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältnis zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr sich wiederhergestellt.

Dazumal ist dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren seien auch seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der unierte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Tätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen werden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und greifbar. Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung dieses wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica“, 1869, V, 277) triumphierend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr untertan ist, befehlen kann.“ Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisierten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter Seelen dartat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Tuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes“ widersprechen und sagen zu müssen, daß die Falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender Gedanke, daß es einmal ein Autodafé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte“ verzehren würden, für immer.

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die spanische Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger gewesen, als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islam, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gotische Christentum als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wut hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wußten die spanischen Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe" zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanertum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien am 19. Oktober 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang der Moriskos besiegelt. Die „katholischen Majestäten" führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada", welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphierend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Mohrenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro" heißt noch jetzt die Stelle).

Die spezifisch „spanische" Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten" Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albingenser vor Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Tätigkeit gelangt war. Sie hatte in der Tat so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden, und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte" Judenschaft . . . Der Same Abrahams, Isaaks und Jakobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. Unter der duldsamen Herrschaft der hochzivilisierten Moslem hatten sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichstums und ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Mohrenreiche und dem Herrschendwerden des Christentums wurde alles anders und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi sei. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christentum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den

Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wutschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Joseph, sondern unter Vermittlung des „Heiligen Geistes“ von Gott selber guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin“ erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchterlich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, „was kein Verstand der Verständigen sieht“, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrtum, die Religion, ihre Rechte, Bedürfnisse und Forderungen „menschlich“ anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christlichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klar machten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vorschreiten gegen den Islam allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Moslem, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Moslemwohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß zu den kolossalen „Judenschlachten“, welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Szene gesetzt worden sind, der Reichtum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichtum zu zeigen, wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der anderen dasselbe prahlerisch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuten, daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und geradeso taten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kostbaren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen prahlerisch Staat machten, wie es ihnen ja ihre Mittel wohl erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islam auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studiert“ wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenheit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht klein sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde“ von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespien, dort hatten sie ein Kruzifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den greuelhaften Zeremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christentum solche Schnödigkeiten dulden? Mit-

nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilands, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängnis der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Notwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wundertäters und den noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe" nicht zu widerstehen und bekehrten sich massenhaft zum Christentum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen", wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen in den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlich-germanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenen Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum") beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs oder Berlins aufgesproßt sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheitere gibt nach" — befolgt hatten. Das „neuchristliche" Blut wurde bald wieder als „mala sangre" verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaum schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon").

Zweifelsohne sind die Kinder Israels an diesem Umschlag selber mitschuld gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deshalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urteilsfähige und unbefangene Juden gestehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie aufs Pferd gelangen, gerne hochmütig einhergaloppieren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Kot bespritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend getan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim" geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermeßlichen Vorrat von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1487 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen" seien vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen, um „sich im alten Unflat des Judentums zu wälzen", und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Sündenregister des „verfluchten Geschlechtes" aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichtümer zusammenzuraffen." Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der Deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem Straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rhein redend, ebenfalls der jüdischen Reichtümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete".

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franko, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religiongefahr. Das „Reich Gottes" müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuverlässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Prozeduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Tätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der „katholischen Majestäten", die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin ihrer Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes". König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welschen Praktik", Königin Isabella eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Cruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabellas auf die Tonart seines Glaubenseifers gestimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen" (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Tron von Kastilien gelangte —

ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde".

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüte und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen. Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus IV., welcher ganz wohl wußte, daß dabei für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christentums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabellas wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannte Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt, Moral und Politik hätten nichts miteinander zu tun; in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugtuung, einen ersten „Glaubensakt" (auto de fé) aufführen lassen zu können, sechs „überführte" Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedierte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes" abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Tätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium" erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale tätig, so tätig, daß binnen

des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebend verbrannt, 17 000 dagegen „versöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, zu bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurteilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte“ zur Bezeichnung solcher prozessierter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe“. Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt“, „versöhnt“, nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist ein so weicher Aeolsharfenton in dem Wort, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein“. Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen hatte, sich mit einem Battisttuch die Mitleidszähren abwischte . . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch: auch die „alten Christen“ mußten heran, um dem täglich, stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungetüms genugzutun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie tat, sondern die Seelentötung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote“ auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflunglachen eines unermeßlichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lopes und Kalderons an; ist die Glut, die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdaféflammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des heiligen Amtes sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der Tat verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und ihrer Einführung da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichen Blüte seine heiligen Tätigkeit in der Stiftskirche von Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgericht starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt“ zugrunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentierten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt“. Ihr sagt: Bah, auf

eine Posse mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Zivilisation" wenigstens ein bißchen Humor resultieren sollte . . . . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmählich nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisierte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen" des heiligen Amtes dekretieren. Und er tat noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christentum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar" demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen atmeten, den „Glaubenshandlungen" anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles in betreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intelektuellen und sozialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)", von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu tun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnisvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen", die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Prozeßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf Angabe irgendeines Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wur-

den ja in die Kerker der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser, ihrem Gestank, ihrem mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenen Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständnis ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheusäligen Prozeduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen der sämtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld beteuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldentum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Verteidigung, welche man den Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, solange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgeteilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimnis umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Prozeduren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurteilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurteilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögenseinziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris", vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität, wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, tausende deutscher

Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Pracht entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdafé, bei den Glaubensakten, wie sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese greuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Autosdafé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche und freudige Veranlassungen aufgespart. Tronbesteigungen, königliche Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen".

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sizilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupifizierenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis"). Nichts kann sinnreicher sein, als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urteil das erste Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten" Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Tierfellen war das Modell des „San Benito" und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramos, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodafé biete jene Erzählung im neuen Testament, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner die Ketzer von damals gewesen, so ist hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen diese Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „sei verflucht!"

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt" wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palast desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Prozession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodafé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes

sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz hinabsenkte. Bemerkenswert, aber ganz in der Ordnung, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurteilten und für die bei der Urteilsverkündung fungierenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urteile gesteckt wurden.

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer. Die königliche Familie pflegte sich um 7 Uhr morgens einzufinden. Eine Stunde später tat das Haupttor des Inquisitionpalastes sich auf und die Festprozession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Vorauf marschierten hundert mit Picken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämtlichen Dominikaner der Stadt und Umgebung. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rotem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der anderen ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurteilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einem grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angetan. Die zu leichteren Geld- und Gefängnisstrafen Verurteilten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust und Rückenstücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urteil ein Geständnis abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur" mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr San Benito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza, d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse" sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer San Benitos und Korozas wie bei den „nur" zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe standen, während sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt. Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Ketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mit ansehen, ohne zu erblinden? — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurteilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurteilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der

Ketzerei verdächtig und schuldig befunden worden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht nehmen, auch den Toten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrat der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüte des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Prozession auf dem Platze angelangt und hatten die sämtlichen Teilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwähnten Altar die Messe. War er beim „Evangelium" angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt nämlich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Tronsitze, ließ sich den Chorrock antun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdafé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrechtzuerhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilungarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungpredigt zu halten, welche in einem so feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urteile an, wobei die Verurteilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgetan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Tode verurteilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm". Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisiert, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Zeremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Neben-Sachen. Eine solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urteile die zum Feuertode Bestimmten förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urteils überwies und übergab, und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!", während doch dem „weltlichen Arm" schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurteil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde" (d. h. Honig im Munde, Gift im Herzen). In den meisten Fällen war der Verbrennungplatz („quemadero") nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern ge-

legen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Prozedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé — (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps II. von seinem entzückten Lobredner Cabrera.

Im Sommer 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen" Christen und Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es läßt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition mußte sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit Verehrern Luthers zu tun hatte. Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai 1559 ließ sie zu Valladolid einen prächtigen Autodafé in Szene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Karlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, sechzen „versöhnt". Die Verurteilung hatte auch eine Tote getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst im Jahre 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist . . . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Karlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche ein Autodafé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab,, welchen Philipp mit entblößtem Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzutun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Karlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntnis und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden weil sie angesichts des Scheiterhaufens ihren „Irrtum" bekannten, „nur" garottiert und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Karlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüber kam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich verbrennt?" Worauf Philipp II: „Ich

würde Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du." Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Szene vom fünften Akt des „Don Karlos" anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius IX., scheint Philipps soeben gemeldete „Tat in Worten" bislang (1874) noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen wurde.

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen." Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rote Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Prinzipmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er raste und kalkulierte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Tun, er war der inkarnierte (d. h. fleischgewordene) Inquisitiongedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämtlichen von ihm organisierten und geleiteten Inquisitiontribunale Spaniens zu durchdringen! So, fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugtuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorentes Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10 220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurteilt 97 321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebnis frommer Tätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur und politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Tatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Tatsache, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes" gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Die Hexe von Glarus.

Niemand kann sich rühmen, die Tiefen menschlicher Dummheit und Bosheit ergründet zu haben.
Jeremia Sauerampfer.

Zu den zahllosen Schlupfwinkeln des Mittelalters, aus welchen der Anno 1789 losgebrochene Revolutionsturm die Stickluft der Barbarei, Verrottung und Knechtseligkeit wegzufegen hatte, müssen auch die Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft gezählt werden. Wahre Satiren auf Republik und Demokratie, diese von selbstsüchtig-bornierten Oligarchen und stupiden Pfaffen mißregierten Länder und Ländchen! Es kam denselben nicht einmal zugute, was anderwärts der „aufgeklärte Despotismus" im Sinn und Geiste der Zeit für Wiedereröffnung der verstopften und verschütteten Lebensquellen tat. Denn die schweizerischen Junker und Bonzen waren eifrigst bedacht, alle Einwirkung der Friedrichschen und Josephischen Reformen möglichst von der Schweiz abzuhalten und es gelang ihnen das vortrefflich, insbesondere dadurch, daß sie ihren angeblichen Mitbürgern und wirklichen Untertanen jede, auch die dringendste, zeitgemäßeste und heilsamste Neuerung kurzweg als „frömde Kaiberei" signalisierten.

Seither ist es anders geworden, sehr anders. Zwar stoßen Joggeli Kleinhirn, Heireli Wissenlos und Ruodeli Engherz im Umkreise der Eidgenossenschaft noch oft und mißtönig genug mitsammen ins Uristierhorn der Unkultur: zwar könnte eine Wiederholung des Fegewerkes von 1789 verschiedenen schweizerischen Kantonen, allwo noch mittelalterlicher Unrat genug hängen geblieben ist, nicht schaden: allein daneben steht die Tatsache, daß die Schweiz vom Segen freier Staatsformen ein glänzendes argumentum ad oculos geliefert hat, indem sie in materieller und intellektueller Zivilisation Fortschritte machte, wie solche binnen so kurzer Zeit gemacht zu haben kein anderes Volk der alten oder modernen Geschichte sich rühmen kann. Denn, genau genommen, datiert, was die Schweiz in der Neuzeit vor sich gebracht, erst von der großen Reformperiode von 1830, maßen das Gute, was die Zeit der Helvetik und Mediation etwa geschaffen hatte, in der Restaurationsepoche wieder nach Menschenmöglichkeit vernichtet worden war.

Damals, als nach Vernichtung des Napoleonismus die „Restauration" ihre Bleihand auf die armen betrogenen Völker Europas legte, standen Schweizer — und allen voran der berüchtigte Renegat Haller — in der Vorderreihe der Söldlinge einer Reaktion, welche, um das Ancien Régime in Kirche und Staat zurückzuführen, log und betrog, predigte, ediktierte, jesuitierte, muckerte, einkerkerte, mordete und exilierte. Das Gebet der Dummheit oder der Schufterei um Zurückführung der „guten alten frommen Zeit" ist aber auch heute noch lange nicht verstummt, und darum will ich mich, wie ich so oft schon getan, wieder einmal der Mühe unterziehen, an einem mit aktentreuen Farben gemalten Bilde aufzuzeigen, wie es in der guten alten frommen Zeit eigentlich zu- und hergegangen.[1])

1.

Das verhexte Kind.

Zur Novemberzeit von 1781 war im Flecken Glarus, dem wohlbekannten Hauptorte des aus einem größeren, einem kleineren und einem kleinsten Hochgebirgstale bestehenden Freistaates gleichen Namens, die öffentliche Meinung heftig und nachhaltig bewegt. In dem Hause des wohlehrsamen und hochgeachteten Doktors und „Fünferrichters" Tschudi hatte etwas „grusam Grüseliges" sich ereignet. Das jüngere Töchterlein des genannten Herrn nämlich, die neunjährige Anne Marie, der verhätschelte Liebling der Eltern, war in eine ganz absonderliche Krankheit verfallen. Die Kleine hatte seit Monatsfrist an Krämpfen gelitten, die mitunter von Halluzinationen begleitet waren. Arme und Beine versteiften sich von Zeit zu Zeit, und der linke Fuß wurde so unbrauchbar, daß das Kind oft gar nicht mehr darauf zu stehen vermochte. Diese Krankheitsymptome waren jedoch unbedeutend im Vergleiche mit den neuestens eingetretenen: — die arme kleine Anne Marie brach nämlich vom 12. November an eine Menge von Stecknadeln, Haften, eisernen Nägeln und Drahtstücken aus. Bis zum 13. Dezember hatte das Kind allein an Stecknadeln — landesmundartlich „Gufen" genannt — mehr als hundert Stücke ausgebrochen; zuweilen zehn oder gar zwanzig Stück täglich.

Dieses höchst erschreckliche Gufen-, Haften-, Nägel- und Drahtstücke-Vomierungsmirakel konnte natürlich keine natürliche Ursache haben und bald war die Bewohnerschaft von Glarus — „Meine Gnädigen Herren und Oberen", das heißt die höchsten Verwaltung- und Justizbehörden, sowie selbstverständlich eine wohlehrwürdige Geistlichkeit inbegriffen — der einmütigen und entschiedenen Ansicht, die arme Anne Marie sei verhext; es könne gar nicht anders sein. Kraft stillschweigenden Uebereinkommens gebrauchte man aber das anrüchige Wort nicht, sondern sagte, das Kind sei „verderbt" — ein Euphemismus, welcher deutlich erkennen läßt, daß die Menschen, wenn sie sich dem höheren oder niedrigeren Blödsinn in die Arme werfen, dies noch nicht tun, ohne sich instinktartig vor dem gesunden Menschenverstand zu schämen. Freilich ist es nicht minder gewiß, daß gerade dieses Schamgefühl häufig noch zu einem heimlichen Sporn wird, welcher den Menschen auf der einmal betretenen Bahn des Afterwitzes vorwärts stachelt. Du sollst nicht rechthaben, sagt er trotzig zu dem Verstand und begeht lieber eine Dummheit und Tollheit nach der anderen, als daß er der Stimme des helläugigen und nüchternen Mahners und Warners Gehör und Beachtung schenkte.

Also die neunjährige Anne Marie Tschudi war verhext oder „verderbt", das stand fest. Aber wer hatte es der Kleinen „angetan"? Wer hatte mittels höllischer Praktiken dem armen Kinde Stecknadeln, Nägel, Haften und Drahtstücke in den Magen gezaubert? Wer war die „Verderberin", zu deutsch die Hexe? . . . . Antwort: — die Anna Göldi, gewesene Dienstmagd im Tschudischen Hause, welches sie unter absonderlichen Umständen unlängst verlassen hatte.

---

1) Die Hauptquelle der zu erzählenden kultur- und sitten-geschichtlichen Episode floß bislang in Lehmanns „Vertraulichen Briefen über den Hexenhandel zu Glarus" (1783). Nun hat uns aber J. Heer im „Jahrbuch des historischen Vereins des Kantons Glarus" 1865, S. 9 f. in verdankenswerter Weise mit den Akten selbst bekannt gemacht, wenigstens auszüglich.

2.
Die Hexe.

Anna Göldi, die letzte amtlich als solche charakterisierte und behandelte Hexe der Schweiz, war, aus der damals züricherischen, jetzt zum St. Galler-Gebiet gehörenden Herrschaft Sax gebürtig, im Jahre 1776 als ein Mädchen von sehr „bestandenem" Alter — sie zählte nämlich neununddreißig Sommer — bei einer angesehenen Familie im Flecken Glarus in Dienst getreten. Nachdem sie denselben vier Jahre lang zur Zufriedenheit ihrer Brotherrschaft getan, verließ sie im September 1780 dieses Haus und trat beim Doktor und Fünferrichter Tschudi als Magd ein. Auch in dieser Stellung hielt und führte sie sich tadellos. Wenigstens hat weder der Herr Doktor noch die Frau Doktorin Tschudi über das Verhalten ihrer Dienstmagd als solcher irgendwelche Klage vorgebracht. Während des ganzen bisherigen Aufenthaltes der Göldi in Glarus war demnach ihr Leumund ein guter.

Allein dieser gute Ruf ging in den Augen der Glarner vollständig zunichte, als man später Einblick in die Vergangenheit der Hexe gewann. Es war die Jugendgeschichte eines blutarmen, von frühauf verwahrlosten Geschöpfes, wie es solcher oder ähnlicher Geschichten viele, unzählige gibt in dieser unserer vortrefflich eingerichteten Welt. Zweimal war der Anna das Weibliche begegnet, einem unehelichen Kinde das Leben geben zu müssen. Das erstemal war die Katastrophe sogar mit Umständen verknüpft gewesen, welche einen so starken Verdacht des Kindesmordes auf sie warfen, daß sie die Strafe des Prangerstehens über sich hatte ergehen lassen müssen. Das zweitemal hatte sie in Straßburg geboren, wohin sie zu diesem Zwecke von ihrem damaligen Brotherrn — Vater des Kindes — gesandt worden, dem Herrn Doktor Zwicki zu Mollis im Glarnerland, in dessen Hause Anna sechs Jahre lang gedient hatte. Indessen muß angemerkt werden: — man erfuhr zu Glarus diese mißlichen Umstände zu spät, als daß dieselben auf die Hexenprozetur einen Einfluß hätten üben können. Die „heilige Dummheit" besorgte demnach das Blutgeschäft ganz allein, ohne der Beihilfe schlechter Leumundszeugnisse zu bedürfen.

Die Anna Göldi lebte im Tschudischen Hause mit dem Herrn, der Frau und dem älteren Töchterlein Susanne in Frieden und Verträglichkeit. Dagegen herrschte zwischen der Magd und der „meisterlosen" jüngeren Tochter, der etwa neunjährigen Anne Miggeli (Zärtlichkeitname für Marie) eine Art von kleinem Krieg, indem das verwöhnte Kind des Hauses der Anna allerhand Neckereien und Possen antat und dafür von der Magd gelegentlich ein „Püffli" abbekam. Anne Miggeli war stets der angreifende Teil, aber diese Unart wurde wie andere von den Eltern des Kindes straflos nachgesehen. Im Oktober 1781 fand wiederum so ein Auftritt zwischen der Anna und dem Aennchen in der Küche statt. Wenige Tage nachher erklärte die Kleine, sie habe in ihrer Frühstücksmilchtasse eine „Gufe" gefunden.

Dieses Phänomen wiederholte sich in den folgenden Tagen noch mehrmals und da es den zärtlichen Eltern nicht von ferne in den Sinn kam, daß der Mutwille ihres „meisterlosen" Töchterleins dieses Gufenspiel treiben könnte, wurde die Magd zur Rede gestellt. Sie gab „mit Lachen" zur Antwort, sie besitze gar keine Stecknadeln, habe also auch keine in die Milch getan. Als jedoch etliche Tage hernach wiederum eine Gufe, nicht in Aennchens Frühstücksmilch zwar, aber in einem „Möckli" Brot erschien, wurde die Magd sofort aus dem Dienste weggeschickt.

Die plötzlich obdachlos Gewordene suchte eine augenblickliche Unterkunft bei Bekannten im Flecken, bei dem alten Schlosser Rudolf Steinmüller und seiner Frau. Diese rieten ihr, sie möchte beim Herrn Amtslandammann Tschudi und beim Herrn Pfarrer Tschudi — die schweizerischen Oligarchen waren wahre Weichselzöpfe von Vetter- und Basenschaften, ganz ähnlich dem berüchtigten „Verwandtschaftshimmel" des „Schreiberparadieses" Altwürttemberg — über die grundlose Anschuldigung, welche gegen sie erhoben worden war, eine Beschwerde einlegen. Sie tat so, fuhr aber übel damit. Der Bonze — die Frau Doktorin und Fünferrichterin Tschudi war seine Nichte — griff sogar nach seinem Meerrohr, um damit der Beschwerdeführerin geistlich zuzusprechen und der Herr Landammann sagte ihr: „Tut Abbitte bei Eurem Herrn und dann machet, daß Ihr zum Flecken und zum Lande hinauskommt!"

Das war natürlich weit mehr ein Befehl als ein Rat. Allerdings setzte das Abbittetun ein Bekenntnis des Schuldigseins voraus; aber was sollte und wollte die arme Magd machen? Sie mußte in den sauern Apfel beißen, namentlich auch, um ihre Kleider und die sechzehn „Doublonen" (Louisdor), ihre Ersparnisse, welche sie ihrem bisherigen Dienstherrn „zum Aufheben" gegeben, herauszubekommen. Sie leistete die Abbitte, erhielt ihre Sachen, gab das Geld — damit es ihr nicht etwa von dem Herrn Landvogt ihrer heimatlichen Landschaft, der „gar ein hungriger sei", unter irgendeinem Vorwand weggenommen würde — dem Schlosser Steinmüller in Verwahrung und verließ am 29. Oktober Flecken und Freistaat Glarus.

3.
Die Fahndung.

Achtzehn Tage nach der Abreise der Göldi begann die schon gemeldete Stecknadeln-, Nägeln- und Drahtstückebrechruhr der kleinen Anne Marie Tschudi und „böserte" es damit von Tag zu Tag bedenklicher und bedenklichst. Dabei war es wunderbar — oder vielmehr gar nicht wunderbar, brummt der alte, wohlerfahrene Herr, der gesunde Menschenverstand —, daß das absonderliche Gebreste mehr und mehr mit allerhand Beiwerk sich garnierte, je mehr die kindliche Kranke der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde.

Maßen aber jede Wirkung ihre Ursache haben muß, so vereinigten sich die sämtlichen hosenlosen und behosten Klatschbasen von Glarus zunächst dahin, daß das „Gufenspeien" der Kleinen auf jene angeblich durch die Anna Göldi in die Frühstücksmilch getanen Gufen zurückzuführen sei. Zwar hatte früher weder Anna Miggeli selbst, noch sonst jemand behauptet, daß die Kleine eine jener Gufen verschluckt habe und ebensowenig fiel es jemand ein, die wundersame Prozedur des Gufenspeiens einmal einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. Aber wozu mit solchen Nebendingen sich befassen, wenn die Hauptsache so klar ist? „Dä frömd Kog[1]) von Magd hats getan, was brauchen wir weiter Zeugnis?" Also werden sich wohl „Meine gnädigen Herren und Oberen" mit dem Ding befassen müssen, malefizgerichtlich nämlich. Und richtig, das Protokoll des „evangelischen" Ratskollegiums vom 26. November 1781 besagt, daß gegen die Anna Göldi klagend angezeigt worden, „sie hätte der Anne Marie

---

[1]) Kog ist das glarnerische Nationalschimpfwort, ganz entsprechend dem zürcherischen **Kaib**.

Tschudi zu verschiedenen Malen Gufen in der Milch zu essen gegeben", woraufhin M. G. H. und O. den weisen Beschluß faßten, „dieser verruchten Dirne unverzüglich nachschlagen", das heißt auf sie fahnden zu lassen.

Kaum war dieser Ratschluß im Flecken bekannt geworden, als dem alten Schlossermeister Steinmüller seine Bekanntschaft mit der „verruchten Dirne" bedenklich vorkam, so bedenklich, daß er sich beeilte, alle Beziehungen zu derselben dadurch abzubrechen, daß er ihr mittels des Werdenberger Boten das ihm zur Aufbewahrung übergebene Geld in ihre Heimat nachschickte, nebst „freundtlichem Grautz", wie er sich in seinem glarnerischen Deutsch ausdrückte. Am Schlusse seines Begleitschreibens ermahnte er die Adressatin noch beweglich: „Taut Bauss!" (tut Buße) . . . . Das alles bewahrte aber den armen alten Mann nicht davor, daß an ihm in Erfüllung ging, was bei Hexenprozeduren nicht Ausnahme, sondern Regel war: daß nämlich der Hexenwahn in einem gegebenen Falle nicht mit einem Opfer sich begnügte. Ist es doch gar häufig geschehen, daß eine „Hexe" mit oder wider Willen Dutzende, ja Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes mit ins Verderben gerissen hat. Auch die letzte auf deutschem Boden gerichtlich gemarterte und gemordete Hexe sollte ihre Todesbahn nicht allein gehen.

Es währte aber eine gute Weile, bis es gelang, die Unglückliche aufzugreifen. Mein Herr Doktor Zwicki in Mollis nämlich, welcher besorgen mochte, eine Prozessierung der Anna könnte unter anderem auch zutage fördern, daß er ihr vorzeiten ein allzu gütiger Dienstherr gewesen, hatte sie durch einen nächtlicherweile über den Kerenzer Berg ins Werdenbergische entsandten vertrauten Mann warnen lassen. Die Gewarnte verließ sofort die Wohnung ihrer Schwester in Sax, wanderte das Rheintal hinunter, über Rorschach nach St. Gallen, von da durchs Appenzellerland ins Toggenburg, wo sie in Degersheim einen Dienst fand. Da aber inzwischen „Läufer" mit Steckbriefen von Glarus ins Land ausgegangen, wurde die Arme nach elf Wochen aufgespürt, aufgegriffen, an Glarus ausgeliefert und daselbst am 21. Februar 1782 eingebracht und in den neuen Turm gesetzt.

Die Delinquentin war also da. Es fragte sich nun, vor welchem Forum sie prozessiert werden sollte. Denn im Kanton Glarus gab es damals und bis zum Jahre 1837 infolge der paritätischen Verhältnisse des Ländchens dreifache Verwaltung und Rechtspflege: — eine „gesönderte" katholische und eine „gemeine" (gemeinsame). Das geeignetste Forum für den obschwebenden Handel wäre ohne Zweifel der „gemeine" Rat gewesen. Aber, wie aus den Umständen erhellt, war der evangelische Rat zu jener Zeit so zusammengesetzt, daß er sich für ein „Malefizgericht" im Sinne der guten alten, frommen Zeit am besten qualifizierte und so wußte es mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi samt dem Weichselzopfe von Tschudischer Vetter- und Basenschaft dahin zu bringen, daß der „evangelische" Rat den Prozeß in die Hand nahm. Damit war der Ausgang desselben schon deutlich angezeigt. Denn „Meine Gnädigen Herren und Oberen" vom evangelischen Rate waren in Teufels- und Hexenglauben stark wie Martin Luther und daher voll guten Willens, mittels Opferung einer Hexe dem Reiche Satans Abbruch zu tun.

Die „öffentliche Meinung", in neunundneunzig Fällen bekanntlich allzeit dem Unsinn, und zwar leidenschaftlich, und so es gut geht, vielleicht in einem hundertsten Falle der Vernunft, und zwar frostig zugetan, — die öffentliche

Meinung übte übrigens über die guten Glarner zuungunsten der „Hexe“ einen solchen Terrorismus, daß selbst Männer, welche für aufgeklärt und wissenschaftlich gebildet mit Recht galten, demselben nicht zu trotzen wagten.

So auch mein Doktor Marti, „unzweifelhaft der gebildetste Arzt des Kantons“ und ein Mann „von freier Denkungart“, dessen Klugheit aber noch bedeutend größer war als seine Bildung und sein Freisinn. Denn, mit der Untersuchung des „verderbten“ Kindes und mit Begutachtung des absonderlichen Kasus amtlich betraut, wand er sich in seinem Berichte zwischen Sinn und Unsinn kläglich-klüglich hin und her, also beschließend: „Was aber die Art und Weis, wie die Stecknadeln und Heftli, und zwar erstere in so großer Anzahl, dem Kinde beigebracht worden, betrifft, ist es in der Tat schwer zu begreifen und wird niemand erklären können, als die ungeheure Uebeltäterin selbst.“

Also auch der begutachtende Arzt fühlte sich berufen, zum Voraus die Angeklagte als eine „ungeheure Uebeltäterin“ zu kennzeichnen, das heißt zu verdammen. Ehrenhafter und pflichtgetreuer, aber freilich weniger der öffentlichen Meinung gemäß wäre es gewesen, wenn mein Herr Doktor Marti durch genaue und schlaue Beobachtung der „verderbten“ Anne Miggeli dahinter zu kommen gesucht hätte, wie es sich mit den Krämpfen, Gichtern und Visionen des Kindes eigentlich verhielte und insbesondere mit dem Gufenspeien. Es liegen nur zwei Zeugnisse von Personen vor, welche es überhaupt der Mühe wert gehalten haben, das Gufenwunder etwas näher anzusehen und diese beiden Zeugnisse lauten so, daß jeder nicht Hexengläubige zu der entschiedenen Ansicht kommen muß, die neunjährige Anne Marie müsse ein gar nicht gewöhnliches Talent für Taschenspielerei gehabt haben und hätte bei weiterer Ausbildung desselben, auf Jahrmärkten als Messerverschluckerin und Feuerspeierin leicht ihr Brot verdienen können. In ganz Glarus scheint nicht einem einzigen Menschen auch nur entfernt der Gedanke einer Möglichkeit aufgegangen zu sein, daß ein zwar nicht verhextes, aber allerdings „verderbtes“ Kind mit einer ganzen Bevölkerung seinen koboldischen Mutwillen treiben könnte.

4.
„Gewalttätige Kunstkraft.“

Am 21. März hatte die Hexe ihr erstes förmliches Verhör zu bestehen vor der von „Meinen Gnädigen Herren und Oberen“ bestellten Untersuchungkommission und die Prozedur nahm dann ihren regelrechten Fortgang. Aber bevor das geschah, spielte sich noch eine eigentümliche Episode dieses Hexenhandels ab.

Mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi erschien nämlich vor der Untersuchungkommission und stellte vor, „er habe gehört, daß dergleichen bösen Leut’ das von ihnen Verderbte wieder gutmachen können; dahero er so dringend als möglich bitte, bei der Göldi auf gütliche Weise zu vernehmen, ob sie das Kind nicht wieder zu seiner ehevorigen Gesundheit bringen könne“. Man fand den Wunsch billig und beauftragte den Landweibel und Gefängniswärter, die Hexe in der angegebenen Richtung zu bearbeiten. Dies geschah, jedoch anfänglich ohne Erfolg; denn, sagte die Gefangene, „was sollte ich dem Kinde helfen können? Ich habe ihm ja nichts zuleide getan“. Ein ganz richtiger Instinkt riet der Unglücklichen, auf das an sie gestellte Ansinnen nicht einzugehen. Sie fühlte dunkel, daß, wenn sie als Heilerin sich versuchte, sie damit

zugleich als „Verderberin“ sich bekennen würde. Aber man ließ ihr keine Ruhe, man suchte gleichermaßen die Furcht wie die Hoffnung in ihr aufzuregen, indem der Landweibel ihr bald drohte, sie werde, wenn sie sich weigerte, „mit dem Scharfrichter angegriffen werden“, bald sie vertröstete, sie werde, so sie nachgäbe, „dann zumalen bälder erledigt werden“. Die Arme gab nach. „Bringt in Gottes Namen das Kind“, sagte sie. „Ich will mit der Hilfe Gottes und dem Beistand des heiligen Geistes versuchen, ihm zu helfen“. Dann fügte sie schwer aufseufzend hinzu: „O, was für ein unglücklich Mensch bin ich!“

Noch am Abend desselben Tages wurde das kranke Kind aufs Rathaus gebracht, allwo in der Ratstube die Hexe ihre Heilkünste in Anwendung bringen sollte. Insbesondere an dem linken Bein Anne Miggelis, welches angeblich kürzer geworden als das rechte. „Komm in Gottes Namen! Wenn ich schon bei den Leuten ein Hex sein muß, so will ich dir doch helfen und dir nichts Böses tun“. Mit diesen Worten begann die Göldi ihre Manipulationen, das heißt Streicheln, Kneten und Strecken des kranken Beins. Dieses Experiment wurde zu wiederholten Malen gemacht und, siehe, Anne Miggelis linkes Bein war wieder so lang und gesund wie das rechte. Aber noch „grimmte“ es die Patientin im Leibe, weswegen die Hexe ein Laxiermittel verordnete, wozu der Vater Miggelis die Ingredienzien lieferte. Das trieb die letzte Gufe von dem Kinde und, siehe, dasselbe war jetzt wieder so gesund und frisch und hellauf, wie es vordem nur jemals gewesen.

Männiglich und weibiglich zu Glarus schlug die Hände über den Köpfen zusammen ob dieser „unbegreiflich gelungenen“ Heilung, ob dieser „so gewalttätigen Kunstkraft“ der Anna Göldi. Die Hexe hatte das arme Kind enthext, nachdem sie es behext hatte, kein Zweifel! Se. Ehrwürden, Pfarrer Tschudi, legte den Kopf seines geistlichen Meerrohres tiefsinnig an die Nase und gab das Orakel von sich: „Eine so gewaltige Kunstkraft kann nur vom Teufel sein. Anathema sit! Sie ist eine Hexe, sie muß eine Hexe sein. Nur Unchristen und Atheisten können das bezweifeln. Dixi et salvavi animam meam“ . . . . Es gab dazumal in Glarus weder Unchristen noch Atheisten, nicht einmal, wenn mir recht ist, Freimaurer, und demnach war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß „dä frömd Kog“ eine schandbare überwiesene Hexe. Die heilige Dummheit fragte natürlich nicht danach, daß Gemütsart und Gebaren der Angeklagten ganz und gar nichts Hexenhaftes hatten, ja daß sogar die Herren von der Untersuchungkommission sich nicht entbrechen konnten, an einer Stelle der Akten anzuerkennen, daß die Anna Göldi eine „geschlachte (sanftmütige) und ehrliche“ Person. „Tut nichts; sie wird verbrannt!“

5.
Das zauberische „Leckerli“.

Es kam aber Methode in den Aberwitz; denn bekanntlich ist einer der vielen Vorzüge, welchen die germanische Rasse vor der romanischen voraus hat, daß sie allen höheren und tieferen Blödsinn mit methodischer Gründlichkeit und systematischer Grandezza traktiert und agiert. Diese christlich germanische Tugend erregte in etlichen Glarnern und Glarnerinnen etwelche Skrupel, ob wohl die „geschlachte und ehrliche“ Anna Göldi an der Anne Miggeli das Höllenwerk allein oder aber mit Beihilfe eines zweiten oder dritten vollbracht habe. Und wer könnte ihr ruchloser Beiständer und Bruder in Beelzebub sein? Hm, sie

hatte ja im abgelegenen Hause des alten Steinmüller „auf der Abläsch draußen" verkehrt, hatte demselben, als sie aus Glarus entwichen, Geld zum Aufbewahren gegeben und er hatte ihr mit einem verdächtigen Briefe, welcher aufgefangen worden und zu den Akten gekommen war, dieses Geld „nebst freundtlichem Grautz" nachgeschickt. Der Ruodi Steinmüller war auch von jeher so ein „eigener" Mensch gewesen, so ein „Pröbler" und halber „G'studierter", der seinen Kopf in die Bücher steckte, wo immer er konnte und sich allezeit zugeknöpft und verschlossen beiseite gehalten hatte. Unheimelig das! .... „Ich will nüt g'schwätzt ha, Herr Vetter, währli nei, gar nüt; aber der alt Ruodi uff der Abläsch ist syn Lebtag ein aparter Ma gsie und hm, Ihr wüsset scho, Herr Vetter" .... „Io fryli, Frau Bas'. Auch ich will niemand verschänden, währli nei; aber daß der alt' meineid Kog, der Ruodi, mit der Hex', der Göldi, causam communem g'machet hat, wie der Lateiner sagt, ist sicher."

Derlei Dialoge, wie sie wohl auch im Tschudischen Hause gehalten wurden, trugen ihre Früchte, und zwar dann, als der malefizgerichtliche Scharfsinn mit der Frage sich herumquälte, in welcher Weise die Hexe die Stecknadeln, Haften, Drahtstücke und Nägel dem armen Kinde in den Leib gehext habe. Glücklicherweise mußten sich „Meine Gnädigen Herren und Oberen" nicht allzu lange darob die Köpfe zerbrechen. Denn Anne Miggeli war so gefällig, auf eindringliches Befragen die Auskunft zu geben, daß die Behexung mittels eines „Leckerli" (Lebkuchen) geschehen sei, und zwar in Gegenwart des Ruodi Steinmüller. „Heureka!" („Gefunden!")

Diese seine Angabe formulierte das „nun Gottlob wieder völlig restituierte Töchterli" des Herrn Doktor Tschudi vor der Untersuchungkommission also: — „An einem Sonntag unter Tags ist in der Magdenkammer der Ruodi Steinmüller bei Anna auf dem Bett gesessen und einer ist am Boden umengehapet (herumgekrochen), der weder Arm noch Bein gehabt." — Se. höllische Majestät machte hier also in einer neuen eigentümlichen Gestalt höchst ihre Aufwartung. — „Da hat mir die Anna aus einem Häfeli ein überzuckertes Leckerli gegeben, das ich in der Kammer essen mußte, wo die Anna sagte, ich sollte dem Vater und der Mama nichts davon sagen."

Da haben wirs! Also aus einem zauberischen Lebkuchen waren im Leibe des unglücklichen Kindes alle Gufen, Nägel usw. erwachsen? Schrecklich! Und der Steinmüller war also auch dabei gewesen? Schrecklicher! Und der Gottseibeiuns war während der Vollbringung des Leckerlizaubers leibhaftig am Boden „umengehapet"? Schrecklichst!

So verfinstert waren Gehirne und Gewissen „Meiner Gnädigen Herren und Oberen", wie überhaupt der guten Glarner und Glarnerinnen, daß die ungeheuerliche Lüge des Kindes nicht den leisesten Zweifel erregt zu haben scheint. Noch mehr, die arme Angeklagte selber wurde durch die Aussage Miggelis in eine Geistesverwirrung geworfen, von welcher befangen sie zeitweilig die kindlich-blödsinnige Dichtung des Kindes für Wahrheit und Wirklichkeit hielt. Es kam ja, wie bekannt, in zahllosen Hexenprozeduren ähnliches vor: — die armen Opfer, durch die über sie verhängte Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, glaubten zuletzt selber an alle die unmöglichen Verbrechen, welche man ihnen schuldgab.

Schon in den ersten „gütlichen" Verhören gestand die Angeklagte alles,

was man von ihr gestanden haben wollte: die ganze Leckerlizauberei, „wie es das Kind gesagt habe“, fügte sie ausdrücklich hinzu. Auf die Frage: „Woher sie das zauberische Leckerli gehabt?“ schwieg sie hartnäckig eine ganze Stunde lang. Dann auf wiederholtes Andringen, sagte sie unter heftigem Jammern: „vom Ruodi Steinmüller.“ Im Protokoll heißt es hierbei: — „Das Amt frägt, man gewahre an ihr, daß sie immer so staune; ob sie etwa dem Steinmüller mit ihrer Angabe unrecht tue? worauf sie antwortet, sie wisse nicht, was sie tue.“ Dann widerrief sie noch in demselben Verhör ihre den Steinmüller belastende Aussage. „Aber wer sonst hat Euch das Leckerli gegeben?“ Ganz außer sich schrie sie zuletzt: „Der Teufel hat es mir gegeben!“ Das Amt faßte diesen Unsinn begierig auf. „In welcher Gestalt ist er Euch erschienen?“ „In einer leiden (garstigen) Gestalt.“

6.
Auf der Folter.

Der Hexe also war man sicher. Es galt jetzt, auch des Hexenmeisters sich zu versichern. Am 29. März wurde daher der alte Rudolf Steinmüller in Haft gebracht; allein der Greis war ein zäher Glarner und ließ sich nicht sobald herbei, durch Zugeständnisse des ihm schuldgegebenen Afterwahns sein eigenes Todesurteil zu sprechen. Mit der Hexe konfrontiert, stellte er die Aussagen derselben fest und entschieden in Abrede. Sie dagegen, nun einmal vom Geist der Lüge besessen — wenn auch in anderem Sinne — beharrte bei ihren Angaben und beide gaben die Erklärung ab, daß sie bereit seien, ihre Aussagen „am Folter zu erhärten“.

Meine Gnädigen Herren und Oberen säumten denn auch nicht, dieses unfehlbare Beweismittel in Anwendung zu bringen und beriefen zu diesem Zwecke den Scharfrichter von Wyl, Meister Volmar, welcher am 4. April in Glarus eintraf und zunächst durch seine bloße Anwesenheit im sogenannten Schreckverhör („Territzexamen“) in Wirksamkeit trat. Im zweiten Territzexamen nahm die Göldi alles gegen Steinmüller Ausgesagte zurück und bat den Angeschuldigten unter Tränen um Verzeihung. „Aber“ — fragten die Richter — „warum hast du den Steinmüller beschuldigt?“ — „Weil das Kind es gesagt, daß der Steinmüller und noch einer dabei gewesen sei.“ — „Und wie ist es denn bei der Verderbnis des Kindes zugegangen?“ — Nach langem „Staunen“ die Göldi: „Der bös Geist hat es getan.“ — „Hast du denn ein Verständnis oder Bund schriftlich oder mündlich mit dem bösen Geist? Sag es! Die Obrigkeit die an Gottes Statt sitzet, kann dir von solcher bösen Verbindung wiederum helfen.“ Die Angeklagte verneint das Teufelsbündnis entschieden; aber am folgenden Tage, im dritten Schreckverhör, ist sie schon so mürbe geworden, daß sie bekennt, zwei Tage, nachdem sie mit der kleinen Annemarie einen Streit gehabt, sei der Teufel in Gestalt eines „wüsten schwarzen Tieres“ zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen“ rötlich-gelben Wurmsamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und diese Substanzen habe sie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu essen gegeben.

Bei dieser Angabe blieb die Hexe, als sie am 11. April zum erstenmal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der sogenannte „Zug“, auch Expansion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft schwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befestigte Rolle in die

Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe standen — „ad majorem dei gloriam".

Die Herren Malefizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntnis der gemarterten Hexe, daß diese in direktem Verkehr mit dem Teufel gestanden und von Sr. höllischen Majestät selber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig restituierte Töchterli" des Herrn Doktor Tschudi machte ihnen einen Strich durch dieses mittels der Folter glücklich gewonnene Resultat, indem das Kind standhaft dabei verblieb, es sei nicht mittels eines angefeuchteten „Möckli" Brotes verderbt worden, sondern mittels eines im Beisein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerlis". Quer das! Aber der Anne Miggeli, so angesehener Leute Kind, welche mit „Meinen Gnädigen Herren und Oberen" vielfach versippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und so mußte man den „frömden Kog" von Hexe schärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekenntnisse mit der Angabe von Tschudis Töchterli in Einklang zu bringen.

Deshalb wurde die Unglückliche am 13. April zum zweitenmal gefoltert, und siehe da, das Ergebnis dieser „ungütlichen" Befragung war das gewünschte. Denn das Opfer, glücklich in den Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, ja des Wahnsinns hineingemartert, sagte zu allem, was man fragte, Ja und Amen; also auch dazu, daß sie das Kind mit einem von Steinmüller erhaltenen Leckerli in dessen Beisein verhext habe. Die wohlweisen Richter wollten aber ganz sicher gehen und verordneten daher der Hexe den dritten und qualvollsten Foltergrad. Sie erlitt denselben am 8. Mai, „wo — besagt das Protokoll — die Delinquentin mit dem Gewichtsteine hart aufgezogen, lang hängend gelassen und bei den Hauptfragen immer stark gezuckt (das heißt auf und ab geschnellt), ja überhaupt auf das allerschärfste gepeinigt worden". Am Schlusse dieses „ungütlichen" Verhörs hat dann das Protokoll die Bemerkung: „Endlich ist die Göldi entlassen, matt und hart zugerichtet und wieder in den neuen Turm getan worden." Selbstverständlich hatte sie alle ihre Angaben schließlich noch einaml „am Folter erhärtet".

Dadurch war der unglückliche Steinmüller wieder arg belastet worden und die Reihe „scharf angegriffen" zu werden, kam jetzt an ihn. Indessen konnte die Quälerei des Angeschuldigten nur bis zur Drohung mit der Folter, nicht bis zur Anwendung derselben getrieben werden. Der arme alte Mann, zur Verzweiflung gebracht, an der Welt und an sich selbst irre geworden durch das Zureden seiner Verwandten und durch die Drohung seiner Richter, gestand, nachdem er lange standhaft die verrückte gegen ihn erhobene Beschuldigung abgewiesen, dieselbe zu, beschrieb sogar im Delirium der Angst, wie und aus welchen Substanzen (Stahlspäne, Eiweiß, Gips, Honig, Vitriol, „Galizensteinwasser", „Goldvernies" usw. im Blödsinn) er das Zuckerleckerli bereitet habe, widerrief dann sein tolles Geständnis wieder völlig und entschieden, ließ sich hierauf abermals „mürbe" machen und endigte damit, daß er sich der Gewalt seiner lieben Mitmenschenbestien entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhängte er sich in seinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angetan worden, mußte wenigstens dem Toten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von diesem zum Hochgericht gekarrt. Dort wurde dem Toten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verscharrte. Das Vermögen des Hexenmeisters

wurde natürlich von Rechts wegen konfisziert, wie denn auch dieser Hexenprozeß, gleich so vielen anderen, ein recht einträgliches „Geschäft" gewesen ist. Infolge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, sowie der Konfiskation der sechzehn Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von zweihundert Kronentalern und einer weiteren im Betrage von hundert Kronentalern der Witwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug sämtlicher Prozeßkosten der „protestantische Landessäckel" von Glarus einen reinen Profit von siebenhundertvierundfünfzig Gulden.

7.
Fiat Justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangelischen Rat" den Handel für reif („matur") und die Urteilsfällung mußte demnach erfolgen.

Nun scheint aber doch die Vernunft in das enge Felsental von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtstrahl hineingeworfen zu haben und scheint dieser Lichtstrahl auch durch das Schlüsselloch des evangelischen Ratssaales geschlüpft sein. Denn unter den Mitgliedern des Malefizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurteils. Insbesondere soll — die Akten sind hier sehr lückenhaft und wahrscheinlich nachmals absichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landschreiber" der Meinung gewesen sein, die Göldi am Leben zu lassen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz schafköpfigen und äußerst rachesüchtigen Herrn Doktor Tschudi, mächtiger war als der seinige.

Also wurde denn dem schmachvoll zeitwidrigen Werke des Unsinns und der Leidenschaft, hervorgerufen durch die Bosheit eines verzogenen Kindes, die Krone aufgesetzt und am 16. Juni „laut unserer Malefizgerichtsordnung" gegen die Hexe Anna Göldi die Sentenz gefällt, daß sie „durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet und ihr Körper unter dem Galgen vergraben, werden, auch ihr in hier habendes Vermögen konfisziert sein solle."

Das Urteil ist übrigens in wunderlich gewundener Sprache verfaßt. Man glaubt bei Lesung dieses Aktenstückes mitanzusehen, wie der Herr Landschreiber, welcher dasselbe zu redigieren hatte, sich drehte und wand, um die Ehre seines Landes nach Menschenmöglichkeit zu decken. Deshalb kommen die Worte Hexe und Hexerei in dem Urteile gar nicht vor. Die Göldi wird vielmehr nur ganz allgemein als „Uebeltäterin" bezeichnet, weiterhin als eine „Vergifterin" und ihre angebliche Verschuldung als eine „Greueltat gegen das Töchterli des Herrn Doktor Tschudi".

Am 18. Juni 1782 fiel bei dem Galgen auf dem „Spielhof" das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtschwerte.

Die Akten schweigen gänzlich über das Verhalten des Opfers bei der Urteilsfällung und Ermordung. Es existiert nur die Ueberlieferung, daß Bonze Tschudi, welcher die Delinquentin „auszutröschten" hatte, geäußert habe, sie sei als „reumütige und bußfertige Sünderin" gestorben. Das will eben nur sagen, daß die Unglückliche, an Leib und Seele gebrochen, die geistliche „Auströstung" in stumpfer Willenlosigkeit über sich ergehen ließ und gleich so vielen Hunderten und Tausenden von „Hexen" vor ihr den Tod als den Heiland will-

kommen hieß, der sie von einem qualvollen Dasein und von ihren lieben Mitchristen erlöste.

Als es zu spät, erwachten Gewissen und Scham unter den Verfolgern und Mördern der beiden Opfer. Ein Wohldiener „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbat sich von denselben die Erlaubnis, „die Prozeßakten zur Ehre der Obrigkeit in Druck zu befördern“. Allein man fand für gut, sich diese „Ehre“ zu verbitten; denn der Schrei der Entrüstung über den Göldihandel — Schlözer brandmarkte denselben in seinen Staatsanzeigen mit dem neuen Wort „Justizmord“ —, welcher in der ganzen gesitteten Welt wachgeworden, hatte inzwischen auch an den Felswänden des Glärnisch Widerhall gefunden. Die Glarner von heute aber gäben sicherlich etwas darum, daß ihr Land nicht der traurigen Berühmtheit genösse, die Stätte zu sein, auf welcher innerhalb der Grenzen des deutschen Sprachgebietes die letzte Hexe gerichtet und hingerichtet worden ist.

Die vorliegende Schrift ist ein Sonderdruck der „Völkischen Sammlung."

„Die Völkische Sammlung" ist ein Sammelwerk, das in monatlich 2 Lieferungen nach Kennbuchstaben geordnete Aufsätze aus allen Gebieten völkischer Aufklärung bringt.

„Die Völkische Sammlung" will allen Deutschen Blutsgeschwistern die Möglichkeit geben, sich über die für die völkische Aufklärung wichtigen Begriffe zu unterrichten ohne Geld und Zeit für meist umfangreiche Spezialwerke aufwenden zu müssen.

„Die Völkische Sammlung" erscheint seit Lenzing (März) 1935 in handlicher Heftform; die einzelnen Blätter werden nach Buchstaben in einen Ordner eingereiht. Abgepaßte Ordner können vom Verlag für RM. 1.— für das Stück portofrei bezogen werden.

„Die Völkische Sammlung" brachte im Jahre 1935 u. a. folgende Aufsätze:

Antimodernisteneid	Bischofseid
Exercitia spiritualia	Faschismus
Friedrich d. Gr. u. d. Freimaurer	Geheimorden der römisch. Kirche
Hochkirchliche Bewegung	Illuminaten-Orden
Katholische Aktion	Kirchenaustritts-Recht
Konklave	Konkordat
Oxford — Gruppenbewegung	Papsttum
Staatsidee der kathol. Kirche	Vatikan und Weltkrieg
Walther v. d. Vogelweide	Weihenacht
Zionismus	Zionistische Protokolle

u. s. f.

daneben eine Reihe von Abhandlungen zur Zeitgeschichte.

„Die Völkische Sammlung" von Lenzing 1935 bis einschl. Hornung 1936, also 24 Lieferungen, gibt der Verlag auf Bestellung geschlossen um den Preis von RM. 4.— einschließlich Versandkosten ab, Einzellieferungen zu RM. —.20 für das Stück.

„Die Völkische Sammlung" trägt den Einkommensverhältnissen aller Volksgeschwister Rechnung; sie kostet im Vierteljahr, also für 6 Lieferungen nur RM. 1.20 einschl. Versandkosten.

„Die Völkische Sammlung" erscheint im Selbstverlag des Herausgebers

Dr. Ludwig Engel, München 42, Agricolaplatz 10

und bittet auch Sie um Ihre freundliche Bestellung auf beiliegender Postkarte.

